In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 145. Posen, den 27. Juni 1928. 2. Jahrg

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sigrid ging langsam hinter ihm her und lächelte glücklich. Dann stieß sie einen lauten, übermütigen Jodler aus, das verabredete Zeichen für Mädie, daß alles so abgelaufen war, wie sie es prophezeit.

Wildhorn landete im Laufschritt unten auf dem Feldweg und wollte eben in die Landstraße einbiegen, als Mädie vor ihm stand.

Er prallte zurück, fuhr sich über die Augen, zwickte sich in den Arm und schrie dann auf:

„Mädie!? ... Du hier!? ..."

Sie hatte die Tränen des Glücks in den Augen. Dann hielten sich beide umschlungen.

„Ja, Mädie ... Wie kommst du denn hierher!?... Ausgerechnet hierher!? ..."

„Ich ... Ich bin dir nachgefahren ... Ich konnte es nicht mehr ohne dich aushalten ... Jetzt hab ich dich wieder ... Jetzt ist alles gut ..."

Wildhorn konnte sein Glück immer noch nicht fassen. Er zog sie am Arm fort.

„Komm schnell fort von hier ... Es wird hier wahrscheinlich gleich eine Dame vorbeikommen, die ich nicht sehen möchte ... Das erzähle ich dir später ... Mein Onkel wollte durchaus, daß ich sie heirate, und da habe ich ihr meine Meinung gesagt ... Ich lasse mich nicht einfangen ... Komm schnell fort ..."

„Ach, das war wohl Fräulein von Neidberg?" fragte Mädie so harmlos sie konnte.

„Ja," antwortete Wildhorn hastig, „eine widerwärtige Person!"

Und sie eilten die Landstraße hinunter.

„Was soll nun werden, Thomas?" fragte sie.

„Ich hole meinen Koffer, und wir fahren nach Berlin!"

Da sagt sie:

„O, ich habe eine viel schönere Idee. Wir setzen uns in das Postauto und fahren nach Glashütte an der österreichischen Grenze. Dort bleiben wir ein paar Tage. Das wird unsere Sommerfrische sein. Ja, Thomas?"

Wildhorn war mit Freuden einverstanden. Er war der glücklichste Mensch auf Erden und wollte sich dieses Glück durch keinerlei trübe, forschende Gedanken zerstören. Wohl tauchte hin und wieder blitzartig jener Abend auf, an dem der alte Brandt von seiner Begegnung erzählte ... Aber dies zu erfragen, dazu blieb noch Zeit ... Nur jetzt keine Verdächtigung, nur jetzt den Augenblick restlosen Glückes erfassen.

„Ich laufe vor," sagte Wildhorn, „hole mein Gepäck und treffe dich dann vor der Post in Tegernsee. Du belegst inzwischen zwei Plätze im Postauto ..."

Noch einmal küßten sie sich, und Wildhorn lief wie ein übermütiger Knabe davon. Vor dem Neidbergschen Häuschen angekommen, überlegte er nicht lange, sondern stürmte hinein und die Treppen hinauf auf sein Zimmer. Dort raffte er in wenigen Sekunden Wäsche und Anzüge zusammen, verstaute sie kunterbunt im Koffer und lief wieder hinunter. An der Tür stieß er mit dem Hofrat zusammen.

Gendeli blickte seinen Neffen an wie einen plötzlich dem Irrsinn Verfallenen.

„Nanu? Was is denn nu los????"

„Ich fahre ab, Onkel. Halte mich nicht auf. Ich muß!"

„Ja, was denn ... was denn ..." stotterte der arme Hofrat in höchster Bestürzung. „Du kannst doch jetzt nicht so einfach weg ... Das ist doch ... das ist doch, unglaublich ist das! ... Ich verfeinde mich ja auf ewig mit Neidberg ... Das ... das kannst du doch nicht ..."

„Mach, was du willst, Onkelchen ... Ich kann dir nicht helfen, es geht um mein Glück! ... Ich fahre ab ..."

„Aber, um Himmels willen, Thomas, was soll ich denn dem alten Neidberg sagen???? ..."

„Sag ihm, was du für richtig hältst, Onkelchen ... Sag ihm, ich wäre einer akuten Grünspanvergiftung zum Opfer gefallen, ich wäre wahnsinnig geworden ..."

„Das bist du auch!!!" schrie der Hofrat wütend. „Ich lasse dich nicht fort! Ich kann mich nicht so blamieren! ... Du bleibst hier! Hast du denn das Fräulein nicht gefunden?"

„Doch."

„Nu und?"

„Entsetzlich! Das halte ich nicht aus, Onkel — ich fliehe!"

Und damit stürzte Wildhorn lachend hinaus und ließ den Onkel bestürzt und vollständig ratlos zurück ...

Der Hofrat fiel in einen Sessel und schlug bitterlich weinend die Hände vors Gesicht.

So fand ihn Neidberg.

„Ja, was haben Sie denn, Gendelinchen? Was ist denn geschehen? Haben Sie ein übles Telegramm bekommen?"

Gendeli war unfähig, eine Silbe zu antworten. Neidberg setzte sich neben ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Gendeli, Ihrem alten Freunde können Sie doch Vertrauen schenken!"

Der Hofrat ließ die Hände sinken und sagte mit ersterbender Stimme:

„Mein Neffe ist abgefahren ...!"

Neidberg fuhr zurück.

„Was? Ihr Neffe ist abgefahren?"

Gendeli nickte bekümmert:

„Er is meschugge geworden ... Ganz plötzlich ... Kommt hereingestürzt, holt seinen Koffer, stürzt hinaus ... Weg war er! ..."

„Und er hat Ihnen keine Erklärung seines Verhaltens gegeben?"

Gendeli schüttelte den Kopf:

„Nix ... Ich weiß schon ... Das liegt in der Familie ... Der Vater war eigentlich auch nie so ganz richtig ... Hat auch manchmal Gedichte gemacht ... Und jetzt der Thomas auch noch ... Das bringt mich um ..."

„Ja, hat Ihr Neffe denn meine Tochter nicht gesprochen?"

„Er sagt ja ... Vielleicht haben sie sich gestritten ... Ich weiß ja auch nix ..."

Neidberg zuckte die Achseln.

„Auf jeden Fall müssen wir Mädies Rückkehr abwarten. Dann wird sich ja alles aufklären ... Fassen Sie sich, Hofrätchen, so tragisch ist doch die Sache nicht! ... Es wird sich schon alles zum Besten wenden ..."

Der Hofrat erhob sich mühsam, humpelte in sein Zimmer, warf sich dort auf sein Bett, schlug mit der Faust auf die Matratze und schimpfte im Takt dazu:

„Verflixter Bengel! Verflixter Bengel!!' Verflixter Bengel!!!"

Sigrid war zurückgekommen und tat, als wäre nichts vorgefallen. Ueber Mädies Verbleib mußte sie nichts zu sagen ...

* * *

Das Postauto hielt vor dem Gasthaus in Glashütte. Mädie und Wildhorn stiegen aus.

„Ein Doppelzimmer?" fragte der Wirt.

„Zwei Zimmer!" sagte Wildhorn schnell und verlegen.

Sie ließen ihr Gepäck auf die Zimmer schaffen und gingen dann Arm in Arm in den dunklen Wald hinein.

Lange wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Zu stark wogten ihre Gefühle, um sie in banale Worte zu kleiden ... Immer wieder beugte sich Wildhorn auf den lieben, blonden Scheitel nieder, drückte andächtig seine heißen Lippen darauf.

Der Föhn brauste oben über die Baumwipfel, und die dichten Nadelkronen sangen das ewige Lied der Wälder. Fern rauschte ein wilder Bergbach. Käuze und Eulen schrien manchmal durcheinander. Die Brust der Berge wehte ihren duftenden Atem, und er vermählte sich mit dem quellenden Harz der Fichtenriesen ...

Von der Landstraße her drang Glockengeläute verspäteter Kühe ...

Vereinzelte Lampenlichter zitterten ferne durch die Stämme.

Es war Nacht geworden, kühle, schwarze Herbstnacht, und sie schritten immer noch in wortlosem Glück durch den Wald.

Dann fröstelte Mädie, und sie kehrten um.

Und vor dem Gasthause angelangt, rief sie übermütig:

„Und nun, Thomas Wildhorn, nun feierst du mit deinem Dichtersliebchen beim Pfälzer Wein Verlobung! ..."

Lachend liefen sie in die große Gaststube und setzten sich in die Ecke, bestellten Zehrung und Wein und wußten nicht, wohin all ihr überströmendes Glück zu lassen ...

* * *

Als das Dunkel hereinbrach, begann man sich im Neidbergschen Häuschen am Tegernsee zu beunruhigen. Wo blieb denn nur Mädie. Einmal übers andere fragte Neidberg das Personal aus. Keine Menschenseele wußte etwas über Mädie zu sagen. Sie blieb verschwunden.

Neidberg telephonierte die Wirtschaft auf dem Niederstein an und erhielt zur Antwort, daß den ganzen Tag über kein Mensch oben gewesen wäre. Das erhöhte seine Unruhe.

Der Hofrat war vollständig gebrochen. Furchtbare Gedanken durchwirbelten seinen Kopf. Wenn nun Thomas in einem Anfall von Irrsinn ... Er wagte nicht, den entsetzlichen Gedanken zu Ende zu denken ...

Auch Neidbergs Haare sträubten sich plötzlich. Er trat auf den armen Hofrat zu, packte ihn an der Schulter und schrie:

„Wir hätten Ihren Neffen zurückhalten sollen! ... Mein armes Kind! Ich laufe sofort zur Polizei! ..."

Der Hofrat stimmte völlig zerknirscht zu. Hätte er doch bloß in dieser so grauenhaft endigenden Verlobungsgeschichte keinen Schritt getan ... Nun lag die arme Mädie vielleicht irgendwo im Wald ... Von der ruchlosen Hand eines Wahnsinnigen hingemordet ... Schrecklich! ..."

Neidberg stand vor dem Beamten im Polizeibüro. Seine Stimme zitterte merklich, als er seine Angaben machte:

„Der Täter ist mit dem Abendzug gefahren und wahrscheinlich nicht auf einer Zwischenstation ausgestiegen, sondern bis München durchgefahren ... Er heißt Thomas Baron Klewenberg ... Vielleicht reist er aber auch unter seinem Schriftstellernamen Thomas Wildhorn ... Ein großer Mann, schwarzes Haar, tiefe schwarze Augen. ... Schmale Schultern ... Er hatte einen dunkelblauen Anzug an ... Eine blau-weiß gestreifte Krawatte ... Strohhut ... Brauner Koffer. ... Alle Stationen müssen benachrichtigt werden ... Nur, bitte, machen Sie der Presse vorerst keinerlei Mitteilungen."

Schwer gebeugt ging Neidberg langsam den Weg zu seinem Anwesen zurück.

Unterwegs überholte ihn der Postbote zu Rade.

„Herr von Neidberg?" fragte er durch die Dunkelheit.

„Ja!" antwortete der alte Herr zerstreut.

„Sehngs! Hob i mi do net täuscht! ... 's wär halt a Telegramm für Eahna do!" Und damit reichte er Neidberg eine Depesche und fuhr, froh, seinen Weg so abgekürzt zu haben, auf die Post zurück.

Neidberg stand auf der pechdunklen Landstraße und hielt das Stück Papier in den Händen. Er wollte ein Streichholz entzünden, um die Depesche lesen zu können, aber die bebenden Finger versagten ...

Er lief, so schnell er konnte, die Straße hinunter und gelangte bald an sein Haus. Dort sank er im Vorraum nieder, wo alle versammelt waren und ihm erwartungsvoll entgegenblickten.

Er hielt Sigrid, die einigermaßen schuldbewußt die ganze Aufregung mit ansah und doch nichts sagen durfte, um Mädie die Ueberraschung nicht zu verderben, die Depesche hin, die sie schnell öffnete, ohne über den Inhalt im Zweifel zu sein. Mit fester Stimme las sie:

„lade euch hiermit alle auch hofrat zur verlobung mit unbekannt ein gasthaus glashütte mädie."

Einen Augenblick war Schweigen. Dann schwirrten die aufgeregten Stimmen durcheinander, Neidberg tobte im Hause herum, telephonierte nach einem Wagen, lief dann wieder zum Hofrat zurück und schüttelte den alten Herrn, daß ihm Hören und Sehen verging, stürzte auf die Köchin und umarmte sie, so daß sie kreischend in die Küche entwich. Dann schrie er plötzlich:

„Ja, mit wem, mit wem hat sich das Teufelsmädel denn eigentlich verlobt!?!? Sie sagen, Ihr Neffe .."

Der Hofrat schüttelte mißmutig den Kopf:

„Meinen Neffen hab ich gefragt — der will nix mit ihr zu tun haben. Nach seinen Aeußerungen scheinen sich die beiden alles andere als sympathisch gewesen zu sein ... Nein, nein — die Geschichte ist wohl endgültig erledigt." Und mit einem recht sauren Gesicht fügte er hinzu: „Immerhin — ich erlaub' mir zu gratulieren, Herr von Neidberg ... Irgendwer wird's schon sein ..."

(Schluß folgt.)

Ein Poet

in Mitteldeutschland warnt vor dem Betreten seiner Wiese durch ein Schild mit folgender Aufschrift:

Das liebe Vieh braucht Futter,
Und Brot das Vaterland,
Das ist so klar wie Butter.
Wird selbst vom Rind erkannt.
Drum tritt nicht auf die Wiesen,
Es geht zuviel entzwei,
Sonst mußt du dafür büßen: —
„Fünf Mark!" Die Polizei.

Mf.

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(1. Fortsetzung.)

Um drei Uhr machte der Wachthabende, der Retter unseres Fahrzeuges Alarm. Unter dem größten Protest von uns beiden im Zelt Schlafenden warf er uns ohne Erbarmen aus unserer Behausung heraus. Ein kurzes Bad in der Morgendämmerung, mit das Schönste einer Wanderfahrt, wenn die Luft kälter ist als das Wasser. Während des Einpackens wurde schnell etwas gegessen, und eine halbe Stunde später schwamm die „Hexe" schon wieder die Warthe aufwärts. In den Strahlen der aufgehenden Sonne ließen wir Puschkau und Unterberg und Nikke zurück. Beim Passieren von Rogalinek war die Sonne schon weit in den wolkenlosen Himmel geklettert und überschüttete die ganze Gegend mit goldenem Licht; im feuchten Schilf und in den betauten Wiesen glitzerte es, wie von Millionen von Lichtern. Ueberall noch Ruhe. Verschlafen guckte das Rogaliner Schloß aus dem grünen Park hervor. Bald war auch dies entschwunden, immer neue Bilder zogen an uns vorüber und verschwanden ebenso schnell in den zahlreichen Biegungen der Warthe. Obgleich es noch früh am Morgen war, brannte die Sonne ganz gewaltig. „Feine Aussicht für den heutigen Tag," das war kurz unsere Stimmung im Boote. Außerdem erhob sich langsam eine kleine Brise aus Südost; selbstverständlich, wie das so auf Wanderfahrten üblich ist, stand der Wind uns gerade entgegen. Bei der Ankunft in Hohensee etwa um ¾6 herrschte schon trotz des Windes eine Hitze wie im Backofen; wir legten gegenüber vom Dorfe im Walde zu einem wohlverdienten Frühstück an. Daß wir hier im Hohenseer Walde noch bis in den späten Nachmittag liegen bleiben würden, war zwar in unserem Tagesplan nicht vorgesehen, doch wäre eine Weiterfahrt bei der steigenden Hitze zwecklos gewesen. Im Schatten der Bäume führten wir tagsüber ein gemütliches Lagerleben. Teils holten wir die reichlich gekürzte Nachtruhe nach, teils beschäftigen wir uns mit weit nützlicheren Dingen: der Konstruktion eines Segels. Die Teile hatten wir alle mit. Aber bis es richtig manövrierfähig zusammengebaut war, verging doch einige Zeit. Leider war die Mühe, wie sich später herausstellte, vergebens, denn nur einen einzigen Tag auf der ganzen langen Fahrt hatten wir günstigen Rückenwind. Am Nachmittag setzten wir die Fahrt weiter fort. Die frische Südostbrise vom Morgen war in der Zwischenzeit zu einem ganz ansehnlichen Winde angewachsen, gegen den wir anzukämpfen hatten; wenigstens einen kleinen Vorteil brachte er mit sich: Abkühlung. Weit kamen wir diesen Abend natürlich nicht mehr, das schadete ja auch weiter nichts, denn wir waren nicht zum „Kilometerfressen" aufgebrochen.

Bei Orkowo wurde die Reise abgebrochen. Im toten Arm legten wir an. Einen idyllischeren Lagerplatz kann man sich gar nicht wünschen. Bis dicht an das Ufer eine toten Gewässers steht Hochwald mit genügend Holz für das Lagerfeuer. Ueber das Wasser eine wundervolle Aussicht auf die Wiesen, die, hin und wieder von einzelnen Sträuchergruppen unterbrochen, sich längs des anderen Ufers hinziehen. Bald flackerte ein kleines Feuer auf, das unserm Lager Licht spendete. Vor dem Zelt — das Aufbauen ging heute schon in fünf Minuten von statten — hatten wir uns zum Abendessen niedergelassen und ließen die Abendstimmung auf uns wirken. Krasse Lichtreflexe, der dunkle Wald und die sternenklare Nacht spiegelten vom Wasser wider; zart schwamm in Nachthimmel und Wasserfläche eine feine, dünne Sichel. Dort klar und deutlich, hier unten im Wasser leise zitternd auf dem leicht welliger Wasserspiegel, über den eine feine Rauchfahne von unserm Feuer hinwegschwebte, bis sich Rauch und Nebel auf den Wiesen im Dunkel der Ferne zu mischen schienen. Still war alles ringsum. Knisternd brannte das Feuer aus, noch einige hochleckende Flammen, — Sterne und Mond hatten den Kampf mit diesem kleinen Lichtquell gewonnen.

Beim Erwachen leuchtete das Morgenrot schon durch die Stämme des Hochwaldes und ließ die kupferrote Rinde der schlanken Kiefern in rotem Glanze mittönen. Der Wind war über Nacht anscheinend nach Nordwest umgesprungen. Das mußte selbstverständlich genutzt werden! So stand unser Aufbruch im Zeichen der Hast. In fünfzehn Minuten waren wir schon wieder auf der Warthe, aber von Wind nichts mehr zu merken, er schien durch den Wald von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt worden zu sein. Und richtig, an der nächsten Ecke da kam er wieder aus seiner alten, gestrigen Richtung gerade auf uns zu. Besser eine Freude für wenige Minuten als überhaupt nicht. Letzten Endes waren wir ja auf eine Rudertour aufgebrochen und nicht zu einer Segelpartie, und da muß man solche Hinterlist der Natur schon in Kauf nehmen. Um halb sieben lag die „Hexe" bereits fest unter der Brücke in Schrimm. Nach einstündiger Rast ging es weiter. Nachdem wir aus dem Schutze der Stadt heraus waren, schien es tatsächlich, als ob wir überhaupt nicht mehr weiterkommen sollten. Aus dem Winde war im Laufe der Zeit ein kräftiger Sturm geworden, der mit aller Macht den Fluß entlang gepfiffen kam. An einer Stelle fehlte nicht viel, und wir hätten mit unserer „Hexe" auf einem Buhnenkopf gesessen, so stark hatte er uns in der Seite gefaßt. Vergeblich suchten wir Schutz auf dem Windufer, auch dort wehte es über die flachen, der Weidenbüsche beraubten Hänge. Nach langer Zeit und viel Mühe führte unser Weg in den Wald; dort wurde es besser im Schutze der Bäume. Allerdings ließ unser Fortgang auch hier noch viel zu wünschen übrig. Eine Strecke oberhalb Lengs trafen wir den Schlepper „Popiel", den einzigen Dampfer, den wir auf der Warthe zu sehen bekamen. Gegen elf Uhr liefen wir im „Weißen Krug" ein. Unterwegs gab es noch eine „Tragikomödie" mit einem über Bord gegangenen, funkelnagelneuen Turnschuh. Kaum lag er im Wasser, da sauste der edle Besitzer kopfüber hinterher. Jedoch war ihm nur die Erfrischung des Bades geblieben bei dieser tollkühnen Rettungsaktion, der Schuh mußte unter Wasser schon Liebhaber gefunden haben. Im „Weißen Krug" warteten wir auf Besserung des Windes, aber manchmal kann man lange warten. Bei diesem Wetter wollten wir nicht weiterrudern. Rudern konnte man das eigentlich gar nicht nennen, was wir auf der Strecke von Schrimm bis zum „Weißen Krug" getan hatten, dafür paßt der Ausdruck „ackern" viel besser, denn um jeden Zentimeter mußten wir mit dem Sturme streiten, und auf die Dauer nimmt die Streitlust bedenklich ab. So erging es uns auch, und da in der Wetterlage keine Besserung eintrat, so blieben wir im „Weißen Krug" für diesen Tag fest.

Die Nacht verbrachten wir, obgleich wir bei früheren Fahrten immer auf dem luftigen Boden des Stalles im Heu schliefen, diesmal dennoch in unserm Zelte, da der Wirt einige Tage vor unserer Ankunft frisches Heu eingebracht hatte. Außerdem waren wir doch stolz auf unser Haus; wetterfest und wasserdicht sollte es ganz bestimmt sein, mit diesen Eigenschaften hatte man uns den Stoff doch empfohlen. Es sollte sogar „Gießkannen regnen" können, bemerkte der Verkäufer, und es würde „keinen Tropfen durchlassen". Diese Nacht kam die Probe aufs Exempel. Zu unserem größten Bedauern schlief der überzeugte Verkäufer leider nicht bei uns im Zelt, sonst hätten wir ihn an Ort und Stelle vom Gegenteil überzeugen können. Früh morgens wurden wir drei nacheinander jäh aus dem Schlafe gerissen. Es pfiff durch sämtliche Fugen; dazu herrschte ein Lärm in unserer Behausung wie im Innern einer großen Trommel, auf deren Fell ein ganzes Trommlerkorps den Wirbel zum Präsentiermarsch schlägt. Bei dem dröhnenden Aufschlage der Regentropfen war eine Verständigung anfangs sehr schwierig. Dazu gesellte sich noch die Angst, daß Sturm und Regen im nächsten Moment uns einen feuchtfröhlichen „Guten Morgen" wünschen würden, um das Zelt über unseren Köpfen hinweg in die Lüfte zu nehmen. Stellenweise tropfte es schon durch die Zeltwände, außerdem jagte der Sturm Spritzer durch die Oesen und Dreiecksspalten des Zeltes, so daß es mit der Zeit recht unbehaglich wurde. In das Gasthaus auszurücken, hatten wir zu wenig Mut, ganz abgesehen davon, daß wir wahrscheinlich wie „begossene Pudel" vor verschlossenen Türen hätten stehen müssen. Um uns wenigstens einigermaßen vor der Näße zu schützen, die mit jeder Minute fühlbarer wurde, versuchten wir so gut wie möglich die durchlässigen Stellen abzudichten. Zum Glück hatten wir unsere Ruckäcke, die Kopfkissen einer Wanderfahrt, mit in das Zelt genommen. Nach längerem Durchwühlen kam endlich die gesuchte Butterdose zum Vorschein, und die Rettungsaktion konnte einsetzen. Was nun folgte, muß ein Bild für Götter gewesen sein: wie wir in unserem feuchten Heim lagen und die tropfenden Zeltstellen mit Butter bemalten, bis schließlich die ganzen Wände mit großen Fettklecksen übersät waren. Aber es half! Bald hatten wir dem nassen Eindringling Einhalt geboten. Diesem Plus trat aber beim Frühstück ein gewaltiges Minus in der Butterdose entgegen. Wie sich im Laufe des Tages herausstellte, brauchten wir den Verlust an diesem so geschätzter materiellen Gut nicht zu beklagen. —

Der Hase.

Von Alfred Polgar.

Der Schneidermeister Sedlak brachte Anfang November einen Hasen nach Hause. „Füttere ihn gut," sagte er zu seiner Frau, „auf daß er fett und stark werde und wir zu Weihnachten einen Braten haben."

Ob der Schneidermeister „auf daß" sagte, ist nicht sichergestellt. Aber dem Sinn nach lautete seine Rede so, wie ich sie hier wiedergebe. Frau Sedlak selbst hat sie mir gleich andern Tages, nachdem der Hase ins Haus gekommen war, berichtet.

Frau Sedlak ist die bravste Frau, die jemals für eine fremde Wirtschaft Sorge getragen hat. Sauberkeit ohne Fehl wirkt ihre geschäftige Hand, und Kleider, Wäsche, Schuh, von ihr betreut, sprächen, wenn sie reden könnten, gewiß: „Mutter" zu ihr.

Sie besitzt kein Kind. Aber als der Hase kam, da hatte sie eins.

Sie erzählte viel von seiner Possierlichkeit und seiner Zutraulichkeit, und wie er auf den Pfiff herbeikäme und mit welcher Neugierde und mit welchem Interesse er ihr mit den Augen folge. Und wenn er auch Schmutz und Arbeit verursache, sie trüge diesen kleinen Mühezuwachs gern um des Spaßes willen, den das Tier mit seinen Kapriolen und seiner nimmermüden Spiellust bereite.

Der Hase erhielt eine alte Kiste zur Wohnstatt und Abfälle von Küchenabfällen zur Nahrung. Die Küchenabfälle selbst kommen auf den Sedlakschen Mittagstisch.

Und der Hase gedieh. Er bekam einen Bauch und volle Backen. Frau Sedlak erzählte, ihrem Mann laufe das Wasser im Mund zusammen, so oft er das Tier nur ansehe. Ihr lief es in den Augen zusammen. wenn sie dachte, welchem Schicksal der Hase entgegenschwoll.

Daß er so mächtig Fleisch ansetzte, errfüllte sie wohl mit hausfraulichem Stolz, und daß dem Weihnachtstisch ein Braten gewiß, war ihr keineswegs eine unangenehme Vorstellung. Jedoch Frau Sedlak hatte auch ein Herz im Leibe, nicht nur einen Magen; und was des Magens Hoffnung, wurde des Herzens Not. Frau Sedlak vermutete, daß auch ihr Mann, obschon er's mit keiner Silbe und keinem Blick verriet, eine heimliche übermaterielle Zuneigung für den Hasen im Innersten berge . . . aber ich glaube, das redete sie sich nur ein, von dem unterbewußten Wunsch getrieben, es möchte der Schneidermeister das Odium der Rührseligkeit auf sich nehmen und den Hasen begnadigen.

Der Schneider dachte nicht an derlei. Er setzte das Datum der Schlachtung fest und verpflichtete den Hausmeistersohn, der die große Kriegsmedaille hatte, zur Metzgerarbeit.

Von dem Augenblick an, da das Urteil über den Hasen unwiderruflich gefällt war, begann die brave Frau über ihn zu schimpfen. Sie sprach von ihm nur mehr per „der Kerl". Die ganze Wohnung stinke nach ihm, bei Nacht rumore er in seiner Kiste herum, daß man nicht schlafen könne — die Kiste würde längst dringend als Heizmaterial benötigt —, und so viel Kohlstrünke und Gemüsemist gäbe es gar nicht, wie der Kerl auf einen Satz verschlingen könne. Am Ende sei sie froh, daß nun bald Weihnachten käme und der lästige Wohnungsgenosse wieder verschwinde.

Auch über den Fleischertrag, den sie sich von dem Kerl verspreche, redete sie, doch mit so kummervollem Appetit in der Stimme, daß es klar war, sie übertreibe diese Einschätzung vor sich selbst, um mit dem Gewicht des köstlichen Hasenfleisches ihr Bangen zu unterdrücken.

Dem Hasen selbst muß das Dilemma seiner Gebieterin aufgefallen sein. Oder gab ihm, der nun doch einmal dahin mußte, ein höherer Lenker, womit er der Frau für bewiesene Sorgfalt und Güte danken könne? Genug, er tat, der Hase, wie in solcher Lage ein psychologisch geschulter Hase auch nicht anders hätte tun können:

Er biß Frau Sedlak in den Finger.

Freudestrahlend berichtete sie: „Er hat mich in den Finger gebissen."

Ja, Gottlob, nun war unter das Todesurteil, es moralisch stützend, die todeswürdige Tat geschoben. Nun war das verpflichtende Freundschaftsband zwischen Frau Sedlak und dem Hasen von diesem selbst entzweigebissen. Nun war Appetit auf Hasenbraten.

Gerechtigkeit. Fiat!

Sie schluckte trotzdem, die Schneidermeistersfrau, als sie von des Hasens Ende erzählte. Sie warf einen scheuen Blick zur Seite bei der Erzählung, als spüre sie, was das heiße, ein atmendes Wesen, einen unbeschreiblich rätselvollen, komplizierten, mit Gefühl, Bewegung, Gesicht, Gehör, mit allen heiligen Wundern des Lebens begabten Organismus zu vernichten, damit er von anderer Wesen Mäulern zerkaut und zu Nahrungsbrei eingespeichelt werden könne.

Und es hing noch wie Schleier trauernder Liebe um das Lächeln, mit dem sie sagte: „Schön fett war er."

Das Fell ist zum Trocknen aufgespannt; es hat seinen Wert. Ein wenig Fett ist noch in der Speisekammer als Superplus des Feiertagsbratens. Die Wohnung stinkt nicht mehr nach tierischem Exkrement. Kein nächtliches Rumoren in der Kiste stört den Schlaf der braven Leute.

Aber die alte Kiste ist nicht zu Brennholz zerhackt worden. Sie bleibt Kiste. Denn Herr Sedlak ist entschlossen, wieder einen Hasen zu erwerben.

Und Frau Sedlak wird, vermute ich, sich vom Fleck weg seelisch so auf ihn einstellen, als ob er sie schon gebissen hätte.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, dem ausgezeichneten Buche „Ich bin Zeuge" von Alfred Polgar entnommen.)

Lars Peters Versicherung.

Lars Peter stand auf dem Boden und blickte in seinen Hof hinab.

Da gewahrte sein Auge etwas, das eigentlich nicht für ihn berechnet war. Längst hatte er Ahnungen gehabt — aber jetzt — als diese Ahnungen Gestalt gewannen, ihm zur Gewißheit wurden, fühlte er sich stark getroffen und verletzt.

Lars trat unachtsam einen Schritt zurück und fiel durch die Luke hinab zu der scheckigen Kuh. Da blieb er liegen und konnte kein Glied rühren.

Lars Peter war sechzig Jahre alt — und Stine — seine Frau viel zu jung für ihn.

Als es Zeit war, die Kuh zu melken, kam sie in den Stall.

„Liegst du hier," sagte sie ganz ruhig, während er sie anstierte, ohne sich zu rühren oder ein Wort hervorzubringen.

Dann ging es ihr auf, daß die Lage ernst war, und sie rief den Großknecht, der gleichfalls sehr bestürzt war.

„Schnell das Pferd anspannen — zum Arzt fahren — fort —".

Jeder war sich darüber klar, daß es mit Lars Peter vorbei war.

Er selbst glaubte an sein bevorstehendes Ende, aber das, was ihn plagte, war die Versicherung, die 40 000, die Stine, seine Witwe, und natürlich dieser Großknecht . . .

Die beiden hatte er ja gesehen, als er oben auf dem Heuboden gestanden hatte und . . .

Lars Peter lag da und ärgerte sich. Er rechnete alles mögliche aus, erweiterte den Hof, sein ganzes Besitztum, kaufte alles mögliche ein, alles für das viele Geld, was Stine nun erben würde.

Die Police lag in einer alten Truhe verwahrt — das war sein Geheimnis, Stine wußte nichts davon — nun ärgerte es ihn — ließ ihm keine Ruhe, daß er die Versicherung gekauft hatte.

Kaum, daß er ein Glied rühren konnte — und die Truhe stand drüben in der Ecke.

Woran dachte er? Er wußte es wohl — er lächelte sogar —, ein schadenfroher Gedanke kroch durch sein Hirn. Jedenfalls konnte er's ja versuchen. Er richtete sich mühsam auf, kramte mit der Bettdecke herum, stützte den Arm auf die Bettkante . . .

Um ihn schliefen alle im Hause — er konnte sich Zeit lassen — alles in Ruhe machen.

Nach vielen Mühen gelang es ihm, aus dem Bett zu kriechen. Er biß die Zähne zusammen, unterdrückte die Schmerzen, kroch über den Fußboden — langsam — ganz langsam — — erreichte auch die Ecke — dort stand ja die Truhe.

Dort mußte er sich erhoben haben, sich gestützt haben, das konnte man sehen, denn die Truhe stand offen — und eine Geheimschieblade war ein wenig herausgezogen . . .

In diesem Geheimfach fand Stine seine Unglücksversicherung. Selbst lag Lars Peter dort in seiner ganzen Länge, tot umgefallen, an den Ofen gelehnt.

Es war kein Zweifel — Lars Peter war an dem Unglücksfall zugrunde gegangen. Der Arzt behauptete, daß er sich von seinem Sturz hätte erholen können, wenn er nur im Bett geblieben wäre, anstatt aufzustehen und über den Boden zu kriechen.

Was aber geschehen ist, ist und bleibt geschehen, kann nicht geändert werden und soll auch nicht beklagt werden . . .

Lars Peter war gestorben, und man begrub ihn, mit Pracht und Ehren, Stine, seine Witwe, trauerte um ihn in Seide und Lackschuhen . . .

Es steht absolut nicht fest, ob sie jetzt noch dem Großknecht auch nur einen Gedanken widmet — sie weiß, was sie Lars Peter, sich selbst und ihrem Wohlstand schuldet.

Da ist unter anderen der Sohn des Kaufmanns mit dem feinen Pincenez aus Gold — da ist der Provisor der Apotheke, der geschiedene Tierarzt — oder wer weiß — der neue Bevollmächtigte auf dem Bezirksamt, der mit einem blanken Seidenhut und mit der Aussicht auf den Bürgermeisterposten einherstolziert . . .

Erik Juel.

Aus aller Welt.

Der geheimnisvolle Vogel. In Tennessee brachte kürzlich ein Farmer einen Habicht zur Strecke, um dessen Hals eine Glocke gebunden war. Damit war ein Rätsel gelöst, das viele Jahre hindurch die Bewohner der dortigen Gegend mit Furcht und Aberglauben erfüllt hatte. Der „klingende Vogel" galt allgemein für ein spukhaftes Wesen, für einen Unglücksbringer, und wenn man ihn über sich hörte, bekreuzigte man sich und erhob sich erst, wenn das Klingeln verstummt und der Vogel außer Sicht war. Denn im Laufe der Jahre hatte sich der Aberglauben herangebildet, daß demjenigen ein Unglück zustoße, der auf seinem Wege den Glockenvogel gehört habe. Niemand hatte jemals den Vogel in der Nähe gesehen. Man sah ihn nur manchmal in der Luft kreisen, schnell wie der Wind und mit seinem Klingeln, das wie von lauter silbernen Zauberbergen zu kommen schien. Man sagte sogar, daß der geheimnisvolle Vogel kleine Kinder entführe, und erklärte das Klingeln für das Wimmern dieser entführten Kinderseelen, die unsichtbar in der Luft schwebten. Einmal berichtete ein Flieger, daß er den geheimnisvollen Vogel in allernächster Nähe gesichtet habe; niemand aber wollte seiner Angabe Glauben schenken, daß daß Klingeln lediglich von einer Glocke um den Hals des Vogels herrühre. Nun hat diesen geheimnisvollen Vogel doch der Tod ereilt. Das Geheimnis ist gelöst. Eine Glocke trug der Habicht. Wer aber hing sie ihm um den Hals? Das ist ein neues Geheimnis. Und zu welchem Zweck? Nach der eingravierten Jahreszahl stellte man fest, daß der Vogel die Glocke schon vierzig Jahre lang getragen hatte.

Fröhliche Ecke.

Erfahrung. Der Sohn teilt den Eltern brieflich seine Verlobung mit. Begeistert schreibt ihm die Mutter, daß man nur in der Ehe glücklich sei; die Ehe sei das Ideal und die Harmonie des Lebens. Der Vater aber schreibt unbemerkt dazu: „P. S. Esel, bleib ledig!" („Fliegende Blätter.")

Uebertrumpft. „Unser Geschäft ist so groß, daß wir die Tinte waggonweise beziehen!"

„Will nichts heißen! Wir haben für unsere Löschpapierbezüge bei allen Bahnen Ausnahmetarife." („Fliegende Blätter.")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań